

Akademie der
Toblacher Gespräche

Accademia dei
Colloqui di Dobbiaco



Reinhard Pfriem

Was können Unternehmen zu einer
Ökonomie des Genug beitragen?

Was können Unternehmen zu einer Ökonomie des Genug beitragen?

„Wären außerirdische Wissenschaftler vor drei Millionen Jahren auf der Erde gelandet, so hätten sie gestaunt über die Honigbienen, die hügelbauenden Termiten und die Blattschneiderameisen, deren Kolonien damals die großartigsten Superorganismen der Insektenwelt waren und mit großem Abstand die komplexesten und ökologisch erfolgreichsten sozialen Systeme der Erde....Würden Nachkommen der damaligen Außerirdischen, nachdem sie die drei Millionen Jahre seit dem letzten Mal mit interessanteren Sternensystemen verbracht hätten, heute wieder einmal die Erde besuchen, so würde die irdischen Situation sie sicher verblüffen. Das beinahe Unmögliche war geschehen. Eine der zweifüßigen Primatenarten von damals hatte nicht nur überlebt, sondern eine primitive, auf Sprache gründende Zivilisation entwickelt. Und genauso überraschend, ja verwirrend wäre die Tatsache, dass diese Primatenart dabei war, ihre eigene Biosphäre zu zerstören....Ihre Vertreter hatten aus der Sonne und aus Erdöl Energie gewonnen, einen Großteil des Süßwassers für ihren eigenen Gebrauch abgezweigt, die Ozeane übersäuert und die Atmosphäre möglicherweise irreversibel verändert. ‚Da waren ja fürchterliche Pfuscher am Werk‘, könnten die Besucher befinden. ‚Wir hätten früher wiederkommen und diese Tragödie verhindern sollen.‘“

(E. O. Wilson: Die soziale Eroberung der Erde, München 2013, 65 f.)

Wir befinden uns in der Tat an einer Wegscheide der kulturellen Evolution, die wir üblicherweise von der natürlichen Evolution bis zur Herausbildung des heutigen Menschen abgrenzen. Der Philosoph Wolfgang Iser („Homo mundanus“) hat darauf hingewiesen, dass eine protokulturelle Etappe beide verbindet. Und der Biologe E. O. Wilson, der als über 80-jähriger mit dem oben genannten Buch nichts weniger getan hat, als eine Reihe jahrzehntelang vertretener soziobiologischer Ansichten zu revidieren, betont die Befähigung zur Sozialität, also die Fähigkeit, in einer Gruppe Sozialität zu organisieren, als wesentliche Erfolgsbedingung für die Durchsetzung dessen, was die Menschen heute sind.

Meine Antwort auf die Frage, ob Organisationen der Gesellschaft, die typologisch kaum zwei Jahrhunderte hinter sich haben (erwerbswirtschaftliche Unternehmen nämlich), beitragen können zu einer Kehre in Richtung nachhaltiger Entwicklung (wie wir das seit ungefähr zwei Jahrzehnten bezeichnen), möchte ich ausdrücklich in diesen evolutionstheoretischen Horizont stellen.

Die kulturelle Orientierung und die praktische Handlungslogik dieser Unternehmen sind nämlich aufs engste verkoppelt mit den kulturellen und strukturellen Prozessen, die die kapitalistische Moderne ausmachen: Kommerzialisierung, Verwissenschaftlichung, Technisierung, Beschleunigung, Medialisierung, Individualisierung und Subjektivierung. Alle diese Prozesse repräsentierten einmal für viele Menschen die Befreiung von Unterdrückung und Ausbeutung, die Beseitigung einer Herrschaft von Adel und Klerus, die sich nicht zu rechtfertigen und schon gar nicht demokratischer Verständigung zu unterziehen brauchte.

Die genannten kulturellen Prozesse der Moderne strahlen für viele Menschen auf der Erde (erst recht in Gesellschaften mit geringem materiellen Wohlstand) immer noch in vieler Hinsicht Faszinationskraft aus. Insofern war es aus heutiger Rückschau sachlich falsch und wenig hilfreich, dass vor etwa dreißig Jahren, zur Zeit des internationalen Aufbruchs der ökologischen Bewegung, Fritjof Capra („Wendezeit“) und andere die geistigen Wegbereiter der Moderne quasi als Novemberverbrecher der Weltgeschichte beschrieben: den Philosophen der frühen Aufklärung waren (verständlicherweise) viele Probleme der weiteren Entwicklung noch nicht bewusst, aber sie haben entscheidend dazu beigetragen, dass aus unmündig gehaltenen Menschen einige Generationen später prinzipiell veränderungsfähige Akteure geworden sind.

Vor dem Hintergrund der Befreiungs- und Wohlfahrtsversprechen der kapitalistischen Moderne sind erwerbswirtschaftlich tätige Unternehmer und Unternehmen als gesellschaftliche Werte schaffende Gebilde zu betrachten und zur beurteilen. Das war auch immer ihr Anspruch, ob der eines Krupp, wenn er als Alternative zu schimmeligen Mietskasernen Werkswohnsiedlungen mit kleinen Gärten und Taubenschlag bauen ließ (natürlich muss man die Bindung an das Arbeitsverhältnis kritisieren), oder eines Henry Ford, wenn es ihm nach langen Jahren gelang, ein Auto für die breite Masse der Bevölkerung auf den Weg zu bringen (natürlich liegen wir richtig, wenn wir aus heutiger Sicht diesen Entwicklungspfad von Mobilitätswirtschaft kritisieren). Das ist ja auch – allzu oft ideologisch – das Legitimationsargument für die kapitalistische Marktwirtschaft: dass damit doch auf möglichst demokratische und vielfältige Weise den gesellschaftlichen Interessen Rechnung getragen werde.

Würden wir Unternehmer und Unternehmen aus dieser Rechtfertigungspflicht (nämlich der Pflicht zum Nachweis, dass sie zum gesellschaftlichen Wohl beitragen) entlassen, hätten wir auf jeden Fall verloren. Denn zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die wirkliche Macht dieser ökonomischen Organisationen kapitalistischer Gesellschaften (u. a. im Vergleich zu nationalstaatlichen Regierungen) größer denn je. Dass schon seit mindestens einem Jahrzehnt die Mehrheit der 100 weltweit größten wirtschaftlichen Haushalte private sind und keine öffentlichen mehr, spricht hinreichend Bände.

Die Große Transformation, für die der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen (WBGU) der Bundesregierung plädiert und die dazu führen soll, die von Karl Polanyi vor sieben Jahrzehnten beschriebene „Great Transformation“ zukunftsorientiert aufzuheben, kann und wird nur gelingen bei hinreichender (Selbst-)Transformation der ökonomischen Organisationen unserer Gesellschaften, also der Unternehmen.

Das ist eine Frage von wollen können und können wollen. Ich durfte mit Hans Glauber zusammen die Toblacher Gespräche 1990 vorbereiten und durchführen (Glauber/Pfriem: Ökologisch wirtschaften, Fischer Verlag 1992), bei denen sich mit

Georg Winter (B.A.U.M.), Klaus Günther (future) und anderen jene Unternehmer vorstellten, die schon bewiesen hatten, das Wollen zu können: die Pioniere ökologischer Unternehmenspolitik, Mitte der 80er Jahre ein wichtiges Element des Aufbruchs zu gesellschaftlicher Veränderung. Das „können wollen“ wirft die Frage auf, welches Können gewollt sein soll: bei allem Respekt vor dem, was B.A.U.M., future und andere seither erreicht haben, ist doch längst deutlich geworden, dass erst eine grundlegendere Transformation der Wirtschafts-, Arbeits-, Lebens- und Konsumkulturen den Weg freimachen wird bzw. würde, der für eine zukunftsfähige Fortsetzung unserer kulturellen Evolution erforderlich ist.

Ungefähr zeitgleich mit der Gründung von B.A.U.M. und future sind zahlreiche Menschen aufgebrochen, um an die Stelle zunehmender Industrialisierung und Chemisierung der Land- und Ernährungswirtschaft alternative unternehmerische Angebote zu setzen (es lohnt sich, immer mal wieder zu bedenken, dass der Begriff Bio-Lebensmittel sprachlich eigentlich eine absurde Verdopplung darstellt). Andere Menschen hatten derweil angefangen, in irgendwelchen Garagen Geräte zu basteln, mit denen aus Sonne oder Wind Energie gewonnen werden kann. Diese sozialen und politischen Bewegungen sind längst zu wichtigen und ökonomisch erfolgreichen Zweigen der Ernährungs- bzw. Energiewirtschaft geworden (bezogen auf den Öko-Landbau haben Frieder Thomas und Dietmar Groß dazu schon 2005 einen Aufsatz „Von der Bewegung zur Branche“ geschrieben).

Damit sind zwei mögliche Wege der Transformation unternehmerischen Wirtschaftens beschrieben: zum einen die Selbsttransformation bestehender Unternehmen in Richtung Nachhaltigkeit, zum anderen die Gründung neuer Unternehmen bezogen darauf, wie das Wirtschaften in einem bestimmten Bereich nachhaltiger betrieben werden kann als bisher. Sowohl auf der Ebene von Wirtschaftszweigen/ Branchen (die sowieso nicht mehr so deutlich abgegrenzt sind wie früher) – s. Uhrenindustrie, Druckgewerbe u.v.a. - als auch auf der Ebene einzelner Unternehmen (aus Mannesmann wurde Vodafone und aus Preussag TUI) gehören radikale ökonomische Transformationen längst zur jüngeren Wirtschaftsgeschichte, zwischen Zusammenbruch und absichtsvoller Erneuerung. Es geht also im Kern um eine erfolgreiche Gratwanderung zwischen hinreichender Radikalität und Anschlussfähigkeit. Bloße Anpassung an heutige unternehmerische Handlungslogiken („win-win“) reicht nicht. Im Gegenteil ist die Renaissance von Genossenschaften und anderen Formen gemeinschafts-orientierten Wirtschaftens (manchmal auch erst als Vorstufe zur Gründung von Unternehmen) ein wesentlicher Treiber dafür, Ökonomie zu einer sowohl solidarischen als naturverträglichen Aktivität der Gesellschaft zu machen.

Reinhard Pfriem
Universität Oldenburg
reinhard.pfriem@uni-oldenburg.de